

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1896

V. Gerhard Anton von Halem. Arthur Chuquet, Paris en 1790. Voyage de Halem, traduction, introduction et notes. Paris, Chailley 1896. Von Hermann Oncken.

V.

Gerhard Anton von Halem.

Arthur Chuquet, Paris en 1790. Voyage de Halem, traduction, introduction et notes. Paris, Chailley 1896.

Von Hermann Duden.

Man hat bei uns oft und immer von neuem den Franzosen den Vorwurf gemacht, daß sie in einer übertriebenen nationalen Selbstzufriedenheit die Bekanntschaft mit der Geschichte und Litteratur anderer Völker über alle Gebühr vernachlässigten, daß sie aus dem reichen Leben ihres eigenen Volkstums und ausschließlich aus diesem die Elemente ihres geistigen Fortschrittes entnahmen. Gerade daß ein weitherziges Verständnis für fremde Volksindividualitäten den Franzosen abging, erschien dem Beobachter als ihre bezeichnende Eigenschaft, und wir Deutsche zumal, bei denen dieses kosmopolitische Verständnis doch auch nur das Ergebnis einer langen politischen Entwicklung war, sahen hier lieber eine Schwäche als eine Stärke gallischen Geistes. Dieser fast herkömmlich gewordene Vorwurf läßt sich heute nicht mehr mit Fug aufrecht erhalten, wenn wir uns nicht einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hingeben wollen. Im Laufe des letzten Menschenalters ist darin in Frankreich eine Wandlung eingetreten: auf allen Gebieten geistigen Lebens, in Wissenschaft und Litteratur, in Kunst und Musik kann man ein Abnehmen der früheren nationalen Ausschließlichkeit wahrnehmen: und namentlich allem was das deutsche Volk in seinen führenden Männern auf diesen Gebieten geschaffen hat, widmet man in steigendem Maße eine aufmerksame Teilnahme. Wie hat sich jenseits der Vogesen die Zahl der Kenner deutscher Litteratur vermehrt! Und besonders



der neuen französischen Geschichtsschreibung kann man nachsagen, daß sie sich mit Ernst und Eifer auch der Geschichte unseres Volkes zuzuwenden beginnt und zumal die entscheidenden Probleme der preußisch-deutschen Entwicklung mit Vorliebe studiert. Es wird bereits von urteilsfähigen Männern bei uns offen gestanden, daß Deutschland seit dem Hingang unserer großen Historiker während des letzten Jahrzehntes seinen einstigen Vorrang auf diesem Gebiete nicht mehr besitzt; vielleicht kann einem diese Erkenntnis nichts eindringlicher zu Gemüte führen als der voreilige Beifall, den ein so leicht gearbeitetes und schlecht geschriebenes Buch wie Lamprechts Deutsche Geschichte neuerdings gefunden hat. Wir haben heute nicht allzuviel Werke, die wir den achtungsgebietenden Leistungen der heutigen französischen Geschichtsschreibung getrost gegenüberstellen können.

Es scheint, als ob in manchen Kreisen Deutschlands dieser Aufschwung der französischen Wissenschaft nicht die verdiente Beachtung gefunden hat. Und wenn ich auf diesen Blättern das Werk eines namhaften französischen Historikers über einen unserer eigenen Heimatgeschichte angehörigen Mann zu besprechen für meine Pflicht halte, so glaube ich mich nicht in der Annahme zu täuschen, daß die Zahl seiner Leser in dem Bereiche dieser Zeitschrift bisher nur sehr gering zu veranschlagen ist. Sie möglichst zu vergrößern, mag darum in erster Linie der Zweck dieser Zeilen sein.

Arthur Chuquet ist als Historiker besonders auf dem Gebiete der Revolutionsgeschichte mit Erfolg thätig; er gehört zu der jungen Schule, die nach Taines großem Werke an eine planmäßige Durchforschung des enormen revolutionsgeschichtlichen Materiales herangetreten ist, an der Spitze Männer wie A. Sorel und F.-A. Mulsard; Chuquet hat sich insbesondere mit der Geschichte der Revolutionskriege beschäftigt, von der er bis jetzt elf Bände veröffentlicht hat. Im vorigen Jahre hat sein für einen größeren Leserkreis berechnetes, vortrefflich geschriebenes Buch über den Krieg von 1870 auch in Deutschland uneingeschränkte Anerkennung erfahren und ist in einer deutschen Übersetzung viel gelesen worden; „eine sehr erfreuliche Erscheinung in der französischen Litteratur dieser Periode“, so spricht ein Kritiker sich aus, „der Epilog, in dem Chuquet die Leistungen der Deutschen und Franzosen in diesem

Kriege ohne gleichen gegeneinander abwägt, ist ohne Zweifel das Beste, was aus französischem Munde darüber gesagt worden ist.“ Daneben hat Chuquet (er bekleidet eine Professur für deutsche Sprache und Litteratur am Collège de France) mehrere Werke Goethes und Schillers seinen Landsleuten zugänglich gemacht: die Campagne in Frankreich, Götz, Hermann und Dorothea, Wallensteins Lager. Und gleich wie die Uebersetzung von Goethes Campagne wohl ursprünglich von Chuquets revolutionsgeschichtlichen Studien veranlaßt wurde und ihn von hier aus in eine Berührung mit der deutschen Litteraturgeschichte brachte, so steht es ähnlich mit seinem neu erschienenen Buche „Paris im Jahre 1790“: es ist zugleich ein Buch über unsern Geschichtsschreiber Gerhard Anton von Halem.

In dem Mittelpunkt dieses Buches steht nämlich eine französische Ausgabe jenes Reiseberichtes, den Halem unter dem Titel „Blicke auf einen Teil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bei einer Reise vom Jahre 1790“ (Hamburg, 1791, 2 Bde.) alsbald nach seiner Rückkehr veröffentlichte. In diesen Reisebriefen, von denen Chuquet die größere, aus Frankreich stammende Hälfte übersezt und mit einem Überfluß von gelehrten Nachweisen versieht, erblickt er eine hervorragende ausländische Quelle über die Anfänge der Revolution, und er stellt ihren Wert um so höher, als sie bisher von der revolutionsgeschichtlichen Forschung in beiden Ländern fast übersehen sei. Er begnügt sich aber nicht mit dieser Herausgabe einer wenigstens für seine Landsleute neu entdeckten Geschichtsquelle: sein Buch hält mehr, als der Titel verspricht. Die der Uebersetzung vorausgeschickte Einleitung, die fast zwei Fünftel des Buches ausmacht, bietet eine eindringende Würdigung der Persönlichkeit Halem's, eine Erzählung seines Lebens, eine Analyse seines litterarischen Lebenswerkes, insbesondere natürlich seiner Reisebriefe von 1790, eine Charakteristik seiner ganzen geistigen und politischen Bestrebungen. „Die Einleitung ist sehr ausgedehnt,“ sagt das Vorwort selbst, „die Persönlichkeit verdiente sie, auch in Deutschland ist sie bisher noch nicht der Gegenstand einer umfassenden Studie gewesen, und vielleicht wird man, wenn man sein Leben, seinen Charakter und seine Werke kennt, mit um so größerem Interesse den Bericht dieses Deutschen lesen, der das Revolutionsfieber der Pariser zu teilen,



die gleichen Gemütsbewegungen wie die Lameth und der Herzog von Chartres zu empfinden, den Reden Barnaves und Mirabeaus Beifall zu klatschen und mit Bruderhand die Hand der französischen Jakobiner zu drücken kam.“

Und darum ist dieses Buch in besonderm Sinne ein Beitrag auch zur oldenburgischen Geschichte. Es giebt wenig Persönlichkeiten, die dem geistigen Leben Oldenburgs während eines langen Zeitraumes in dem Maße ihr Gepräge aufgedrückt haben wie eben Halem. Er ist, kurz gesagt, der Vertreter der litterarischen Blütezeit in unserem Lande und zwar deren Vertreter im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Von dem vielen, was er geschrieben, wird seine Geschichte des Herzogtums Oldenburg noch jetzt gelesen, weil sie das einzige zusammenhängende landesgeschichtliche Werk ist: so wirkt seine geistige Individualität in Ansehung unserer Vergangenheit noch heute dauernd nach. Es wird daher einer Rechtfertigung für den folgenden Bericht über Chuquets vortreffliches Buch und für einige von ihm angeregte Betrachtungen kaum bedürfen.

In dem ersten Kapitel (S. 3—20) erzählt Chuquet den äußern Verlauf von Halem's Leben. Er bringt hier nichts Neues, sondern faßt nur in geschickter Gruppierung zusammen, was ihm durch die Selbstbiographie Halem's (bearbeitet von seinem Bruder L. W. C. von Halem und herausgegeben von C. F. Strackerjan, Oldenburg 1840) und danach durch die bekannte schöne Darstellung von G. Janßen (Aus vergangenen Tagen, Oldenburg 1872) bereits vorgearbeitet war. Wir hören von der außerordentlichen Frühreise des begabten Knaben, den schon in den Schuljahren die Begeisterung für die junge deutsche Litteratur erfaßt und bald zu eigenen dichterischen Versuchen ermuntert; wie er mit noch nicht siebenzehn Jahren die Universität bezieht, um nach dem wohlüberlegten Plane des erfahrenen Vaters seine Rechtsstudien in kürzester Frist, schon nach drei Semestern, zu beenden, und zu ihrem Abschluß eine Reise durch Deutschland macht, bis nach Straßburg hin, wo fast in denselben Tagen der junge Goethe einzog; wie er dann nach wenigen Monaten praktischer Thätigkeit am Reichskammergericht zu Weßlar



den juristischen Doktorhut in Kopenhagen — denn das war damals die Reichshauptstadt für die Grafschaft Oldenburg — fast im Fluge erwirbt; wie er, in die Heimat zurückgekehrt, schon im Alter von 18 $\frac{1}{2}$ Jahren dem Vater in seinen Advokaturgeschäften zur Seite tritt und ihn schon bald, nach Jahresfrist, in seinem Berufe allein ersetzen muß. Schon die Jugend mit ihrem Vorwärtsschreiten, das unserer Zeit fast verwunderlich rasch dünkt, zeigt uns das Bild des Mannes: emsigen Fleiß und schnelle Auffassung, praktischen Geschäftssinn mit den Gaben gewandter Anpassung. Ein Zufall führt ihn bald zur richterlichen Laufbahn und zugleich zu litterarischer Thätigkeit. Halem wird dem an das Landgericht zu Oldenburg verbannten Deder, dem bekannten Botaniker und Nationalökonom, als Assessor beigegeben. Der Umgang mit diesem geistvollen Manne, Reisen und eifrig betriebene Lektüre, litterarische Beziehungen aller Art, vervollständigen dann die Bildung des rasch empfänglichen jungen Mannes, und indem er als tüchtiger Jurist und Geschäftsmann allmählich zu höheren Stellen aufsteigt, beginnt er zugleich eine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln.¹⁾

Das zweite Kapitel (S. 21—72), in dem Chuquet diese vielseitigen litterarischen Bestrebungen Halem's in feiner Weise charakterisiert, beruht ganz auf selbständigen Studien. Um sie überblicken zu können, fand Chuquet eine gute bibliographische Vorarbeit in der Zusammenstellung Strackerjans (Selbstbiographie Seite 145 bis 203) vor, die man noch heute mit Interesse durchblättern mag. Aber damit hat sich unser Autor nicht begnügt, sondern er hat die meisten Erzeugnisse der Halem'schen Muse selbst zur Hand genommen. Jedem Urteil sehen wir die eigenste Kenntnis dieser fast unübersehbaren Fülle prosaischer und poetischer Arbeiten zu grunde liegen; nichts ist der eindringlichen Sorgfalt des Franzosen entgangen. Und diese Sorgfalt ist um so mehr anzuerkennen, als sie in Wahrheit allerhand Entfagung verlangte; kommt doch auch Chuquet selbst zu dem Schlusse, daß der Dichter Halem heute allerdings

¹⁾ Am Schlusse des ersten Kapitels nimmt Chuquet auch schon (S. 16—20) die Ereignisse in Halem's Leben seit 1811 voraus; in wenig glücklicher Weise, da er nachher, im vierten Kapitel, ausführlicher darüber zu reden Gelegenheit findet.



mit Recht vergessen ist. Das aber wird den Reiz nicht beeinträchtigen, den die kundige Führung dieses Ausländers durch diese fast verschollene Litteratur unleugbar erweckt.

Es giebt kaum eine Gattung der Poesie, in der Halem sich nicht bethätigt hätte, aber es giebt keine Gattung, in der er Eigenartiges und Bleibendes geschaffen hat. Bei allem entschiedenen Talent für sekundäre Hervorbringung mangelt ihm das was den Dichter ausmacht, die Kraft eines ursprünglichen Empfindens, die schöpferische Persönlichkeit; er hat einen wahren Drang, die ihm von außen kommenden Anregungen zu verarbeiten, aus sich selber vermag er wenig zu schöpfen. Am wenigsten günstig liegt ihm seiner ganzen Natur nach das Drama, dessen Preis zu erstreben er durch seine Mißerfolge nicht abgeschreckt wurde. Schon in die Anfänge seiner litterarischen Beschäftigung fällt eine Übersetzung des Agamemnon des Aeschylus, an die er sich trotz sehr dilettantischer Kenntniss des Griechischen heranwagte. Am interessantesten von seinen Versuchen ist in mehrfacher Hinsicht das Prosaschauspiel „Wallenstein“ (1786), besonders weil bei diesem Stoffe das dramatische Unvermögen Halem's durch das spätere Werk eines unvergleichlich Größeren in die hellste Beleuchtung gerückt wird. Aber schon bei seinem Erscheinen erklärte man das Stück für ein unaufführbares Buchdrama, und wir werden uns dem Urtheil, das Chuquet durch eine feinsinnige Analyse gewinnt, nur anschließen können. Eine breite Geschichtserzählung, das gesamte zweite Generalat Wallensteins wird in diesen fünf Akten zusammengedrängt. Der Dichter wird von der Masse des Stoffes erdrückt, er kommt kaum zu Worte, er findet nicht Zeit, die flüchtige Zeichnung der Charaktere zu vertiefen oder gar an eine Durcharbeitung der Motive zu denken. In dieser Folge von lose aneinander gereihten Bildern, in der einige einzelne gut angelegte Scenen völlig verschwinden, fehlt die einheitliche Handlung. Das Übermaß der Personen erscheint nur, um wieder abzutreten; die große Figur Wallensteins, die das Stück beherrschen sollte, steht zu sehr zurück, sie ist ohne dramatisches Leben, schwächlich und sentimental, nirgends mit der mächtigen Darstellung Schillers zu vergleichen. So ist das Stück mit Recht vergessen, Schiller hat es gekannt; Chuquet glaubt sogar bei ihm wörtliche Anklänge an

Halems Drama nachweisen zu können, von denen einige allerdings überraschen, andere aber meines Erachtens ganz unwesentlich sind.

Halem las gern und viel und er las buchstäblich mit der Feder in der Hand. Eine Unmenge kleiner Prosaaufsätze, Erzählungen, Studien, Anekdoten sind der Niederschlag seiner ausgedehnten Belesenheit, die in alle Zeiten und Welten hineingreift, überall Stoffe sucht, um ihnen eine neue Form zu geben. Manches ist nur bestimmt, die Spalten der von ihm selbst herausgegebenen oder mit Beiträgen unterstützten Wochenschriften und Taschenbücher zu füllen, für den Augenblick geschrieben und mit dem Augenblick vergessen, ohne Eigenart und ohne Verdienst. Auch für seine poetischen Leistungen ist diese ausgesprochene Vielseitigkeit, die jeder charakteristischen Art zu entbehren scheint, wahrhaft das Charakteristische. „Er folgt“, sagt Chuquet, „allen Strömungen der Zeit, er versucht sich auf allen Wegen, er besingt alles, was seine Zeitgenossen besangen.“ Wohl gelingt ihm manchmal im einfachen Liede ein gefälliger Ton und hier und da spricht das Gefühlte auch den Leser an. Aber fast überall verrät der Inhalt der Poesien den Nachempfänger, wie ihre Form den Nachbildner verrät. Da findet er bezeichnender Weise seine Vorbilder für seine größeren Gedichte gleichzeitig in litterarischen Gegenfüßlern, wie Wieland und Klopstock es waren. Er greift den Zwein Hartmanns von der Aue auf, um diesen Stoff in freier Umdichtung in ganz Wielandischer Manier zu modernisieren, manchmal leicht und graziös, so in der Apostrophe dieses Epos an den deutschen Ariost, wie er Wieland nennt, aber schließlich ermüdet der Dichter selbst über dem eintönigen Versmaß seiner vierfüßigen Jamben. Stärker aber macht sich der Einfluß Klopstocks geltend, der seiner empfindsamen Natur am nächsten steht, der die Verehrung des Knaben und Jünglings schon reichlich genoß. Nach seinem Hinweis kommt er auf den unglücklichen Gedanken, einen Gegenstand aus der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus zu einem deutschen Epos ganz in der Art seines Vorbildes zu behandeln. Aus allen Deklamationen, selbst aus der Sprache hören wir hier den Jünger Klopstocks heraus, wie er dem Meister seine Eigenheiten ablauscht; mit dem ganzen dichterischen Apparat Klopstocks an Barden und germanischen Gottheiten übernimmt er dessen



konventionelle Schwärmereien; hier wie in seinen anderen Epen herrscht die ganze zerflossene Gefühlsweichheit ossianischer Poesie, die durch die nachlässig gebauten Hexameter, in denen sie dargeboten wird, nicht genießbarer wird.

Am meisten Eigenart findet Chuquet in einer Sammlung, die der Dichter „Blüten aus Trümmern“ nennt: kleine Erzählungen, Landschafts- und Sittenbilder aus der Gegenwart des griechischen Archipels, die er mit Hülfe seiner Belesenheit in der damaligen Litteratur der Reisebeschreibungen entwirft. Es sind, wie der Titel andeuten soll, Scenen ursprünglicher Natürlichkeit auf dem Hintergrund der zerstörten Antike, deren Trümmer ein malerisches Epheugewinde umschlingt; alles mit dem Auge des Rousseauschen Schwärmers gesehen, der sich an der unschuldigen Kindheit dieses vermeintlichen Naturvolkes erfreut, und mit Geschmack und Grazie in einer poetischen Prosa vorgetragen.

In dieser ganzen vielgewandten Schriftstellerei weist Chuquet die beherrschenden Züge auf. Nirgends verleugnet Halem es, daß er in gutem wie in üblem Sinne auf dem geistigen Boden der Aufklärung steht. Je länger je mehr wird er einer ihrer überzeugtesten Anhänger und Verfechter, im Kampf gegen den Aberglauben, gegen die Orthodoxie in allen Bekenntnissen, besonders gegen die Institutionen der römischen Kirche. Er ist ein Bewunderer Rousseaus, durchaus von den Gedanken des französischen Deismus erfüllt; besonders seine Reisebriefe von 1790 legen Zeugnis dafür ab. Wohl hat er von Klopstock auch einen lauten germanischen Nationalstolz übernommen und er ist gelegentlich ein heftiger Deutschtümler; er bewundert Friedrich den Großen als den unvergleichlichen Schlachtenkönig und den philosophischen Freund der Musen. Aber im Grunde fühlt er sich vollkommen als Weltbürger; fast mit Stolz spricht er es am Ende seiner Briefe aus: „Wir Deutsche sind kosmopolitischer als irgend eine Nation. Wir haben im politischen Sinne kein Vaterland.“

In einzelnen Schriften kann unmöglich die Bedeutung Halem's gesucht werden. Sie liegt gerade im Gegenteil in ihrer Gesamtheit, in einer unermüdlichen Vielseitigkeit, die in allen Sätteln gerecht ist. Vermöge dieser Vielseitigkeit war er es vornehmlich, der seinen Lands-

leuten die geistigen Bewegungen seiner Zeit vermittelte. Lehrhaft wie ein rechter Aufklärer, suchte er jede Anregung, die er selbst empfangen hatte, sofort weiter zu tragen. Er that es durch die Gründung der litterarischen Gesellschaft in Oldenburg (1780), durch die Herausgabe belehrender und unterhaltender Wochenschriften, wie der Blätter vermischten Inhalts (1787—1797), der Oldenburgischen Zeitschrift (1804—1807) und anderer Unternehmungen rein litterarischen, historischen und politischen Charakters. Mit Recht bemerkt Chuquet, daß Oldenburg diesem Manne einen beträchtlichen Teil seiner geistigen Kultur verdankt. Aber nur zwei Werken glaubt der Franzose einen bleibenden Wert zuschreiben zu dürfen, der Geschichte des Herzogthums Oldenburg und den Briefen von 1790.

Zu einer eingehenden Besprechung der oldenburgischen Geschichte liegt an dieser Stelle keine Veranlassung vor; die Inhaltsangabe bei Chuquet zeigt wenigstens, daß er die drei Bände durchgelesen hat. Wir haben unser Urtheil über dieses Werk, mit dem Halem's Name für immer bei uns verbunden sein wird, schon wiederholt dahin formuliert, daß es als Ganzes noch nicht übertroffen ist und fortdauernd jedem, der sich mit der Heimatgeschichte beschäftigt, seine guten Dienste leistet. Das Buch ist etwas leicht gearbeitet und an Gründlichkeit der Forschung der osnabrückischen Geschichte Möfers, mit der man es wohl verglichen hat, nicht an die Seite zu stellen. Man darf aber nicht vergessen, daß Halem kein Historiker von Beruf war; man würde Unrecht thun, diesen modernen Maßstab an ihn zu legen, so sehr man auch im einzelnen unausgesetzt zu scharfer Kritik und Polemik genötigt ist. Daß sich in der ganz veralteten Darstellung des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts der liberale Aufklärer nirgends verleugnet, ist selbstverständlich; er bewegt sich hier in Gebieten, die seinem Verständnis verschlossen sind. Dem geschmackvollen Schriftsteller, dem sichern Urtheil des selbst im praktischen Leben stehenden Geschäftsmannes wird man dagegen jedes Lob zollen. Halem hatte das Verdienst, diesen Gegenstand zum ersten Male zu bearbeiten, und dieses Verdienst — das muß jeden Kritiker immer zu einer gewissen Bescheidenheit nötigen — ist ihm noch bis zum heutigen Tage geblieben.

Dem andern Hauptwerke Halem's, den Briefen über die Reise nach Frankreich, hat Chuquet seine verdienstvolle Publikation gewidmet; es ist nicht nur durch seinen Inhalt als Geschichtsquelle, sondern auch für die Erkenntnis der Persönlichkeit Halem's von hohem Werte.

Am 1. Juli 1790 unternahm Halem mit seinen beiden Freunden, dem Assessor am Obergericht Cordes und dem Advokaten Erdmann, die Reise nach Paris, um ein unmittelbarer Zuschauer bei den großen Vorgängen zu sein, die er aus der Ferne mit überschwänglicher Hoffnung verfolgt hatte. Die Reise ging von Norddeutschland zunächst durch die Pfalz und Württemberg nach der Schweiz; von Genf aus führte sie nach Lyon und dann nach ihrem eigentlichen Ziel, nach Paris; von hier aus erfolgte Ende November über Straßburg die Rückkehr in die Heimat. Dem in Briefform über die Reise erstatteten Bericht, den Halem bald nach seiner Rückkehr veröffentlichte (Chuquet übersetzt, wie bemerkt, nur die 31 Briefe vom zweiten Teil der Reise), liegen zum größten Teil die Briefe zu Grunde, welche der Reisende unterwegs an seine Oldenburger Freunde, besonders an Gramberg, gerichtet hatte; sie waren zum Zwecke der Herausgabe natürlich durchgesehen und redigiert. Bei den Pariser Briefen nimmt Halem noch eine andere Quelle als seine persönlichen Aufzeichnungen zur Hülfe, den Briefwechsel, den er in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr mit einem in Paris gewonnenen Bekannten, dem sehr jakobinisch gesinnten R. C. Delsner, angeknüpft hatte.¹⁾

Diese Bekanntschaft hatte übrigens Halem noch zu einer andern Beziehung geführt, zu dem viel gemäßigteren Schweizer Johann Heinrich Meister, dem langjährigen Freunde Diderot's und Grimms. Delsner und namentlich Meister waren an einer von Grimm begründeten litterarischen Korrespondenz beteiligt, die von Paris aus an allerhand hochstehende Herrschaften in Europa in regelmäßigen Zwischenräumen handschriftlich versandt wurde, einer Korrespondenz eigentlich rein litterarischer Natur, aber in dieser Zeit durchaus mit politischen Nachrichten durchsetzt; man könnte sie in gewisser Weise

¹⁾ Dieser Briefwechsel Halem's mit Delsner ist besonders herausgegeben von Merzdorf, Dresden 1855.



mit den geschriebenen Zeitungen theologisch-politischen Inhalts vergleichen, wie sie im Reformationszeitalter Melanchthon von Wittenberg, Johann Sturm von Straßburg aus an religionsverwandte Fürsten fast gewerbsmäßig zu versenden pflegten. Durch Halem's Vermittlung wurde nach seiner Rückkehr auch Herzog Peter ein Abnehmer der damals von Meister geleiteten Korrespondenz, die zweimal monatlich im Umfange von je 3—5 Blatt in Quarto geliefert wurde. Aus einer dieser nach Oldenburg geschickten Zeitungen hat neuerdings Flammermont den interessanten Bericht von L.-G. Pitra über die Erstürmung der Bastille nach der jetzt im Großh. Haus- und Centralarchiv beruhenden Handschrift herausgegeben.¹⁾

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle eine Charakteristik oder eine Inhaltsangabe dieser Halem'schen Briefe zu geben. Man wird sie selbst lesen müssen und man wird sie mit größerem Interesse in der gewandten Chuquetschen Übersetzung lesen, die in zahlreichen Notizen mit aner kennenswerter Sorgfalt alle quellenkritisch notwendigen Nachweise beibringt. Halem's Buch ist im Augenblicke seines Erscheinens wenig beachtet worden, weil es damals von dem Sturmschritt der Ereignisse in Paris schon längst wieder überholt war. Heute steht es damit anders. Nach dem sachverständigen Urteil Chuquets, dem man darin das Wort lassen muß,

¹⁾ La journée du 14. juillet 1789. Fragment des mémoires inédits de L.-G. Pitra, publié par J. Flammermont, Paris 1892 (Société de l'histoire de la Révolution française). F. gelangt allerdings aus sachlichen Gründen zu der zutreffenden Vermutung, daß der Oldenburger Quartband aus der Grimm-Meisterschen Korrespondenz stammen dürfte. Die formelle Bestätigung dieser Thatsache hätte er in dem Briefwechsel von Meister und Halem (Strackerjan 2, 115. 119. 123. 143. 145. 155. 164) finden können. Daraus geht hervor, daß Halem bald nach seiner Rückkehr diese Korrespondenz im Auftrage des Herzogs bei Meister bestellte. Aus dieser Beziehung des Herzogs zu Halem ergibt sich übrigens weiter, daß die damals in Oldenburg umhergetragene böshafte Anekdote (auch bei Jansen und Chuquet erwähnt), der Herzog habe Halem beim ersten Empfange absichtlich kühl nur nach dem Zustande der französischen Landstraßen gefragt, nichts als erlogener Klatsch sein kann: der Herzog muß sich vielmehr eingehend von Halem über seine Pariser Erlebnisse haben berichten lassen. Übrigens ist die Oldenburger Handschrift bereits von Tycho Mommsen (Progr. d. höhern Bürgerschule in Oldenburg 1861) eingehend besprochen, doch ohne daß auch hier Verfasser und Ursprung ermittelt wären.



ist das Buch trotz der Auffassung, die zu sehr den Poeten verrät, trotz des Stiles, der nach Hales Art oft sehr excentrisch und nachlässig erscheint, „ein wertvolles Zeugnis über die Anfänge der Revolution“. „Niemand“, fügt er hinzu, „wird die Aufmerksamkeit Hales leugnen, seine Gewissenhaftigkeit und seine Ehrlichkeit. Seine Erzählung bietet ein fast erschöpfendes Bild des Paris im Oktober und November 1790, und zwar einen der interessantesten Berichte aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.“

In außerordentlich ansprechender Weise versteht es Chuquet, im dritten Kapitel seiner Einleitung (S. 73—119) den Inhalt der Reisebriefe zusammenzufassen. Überall hin sehen wir Halem seine Schritte lenken. Er mischt sich unter die Volksansammlungen auf der Straße, unter die Zeitungsleser der Cafés und in das nächtliche Treiben im Palais-Royal. Alle öffentliche Anstalten erregen das Interesse des Beamten; das Lyceum, Blinden- und Taubstummenanstalten, Gobelinmanufakturen, die Münze, das Invalidenhaus, Hospitäler und Findelhäuser: überall ist er ein rascher, aufmerksamer Beobachter, ein Reisender, der zu sehen, zu lernen versteht. Als Jurist wohnt er den Plaidoyers vor verschiedenen Gerichtshöfen bei; als Schriftsteller versäumt er es nicht, den öffentlichen Sitzungen der französischen Akademie zuzuhören und litterarischen Größen des alten Paris seine Aufwartung zu machen; er giebt sich alle Mühe, einer Vorführung des schon wieder unmodern gewordenen magnetischen Mesmerismus beizuwohnen. In Paris wie auf seiner ganzen Reise sucht er eifrig die Gemäldegalerien auf; den großen Maler David, den Jakobiner, besucht er in seinem Atelier. Auch in der Umgebung von Paris will Halem alles kennen lernen, Versailles und Trianon, Sevres mit seiner Porzellanmanufaktur und weiterhin alle Schlösser und Prachtbauten, die das ancien régime sich hier geschaffen hat. Von der Höhe des Montmartre blickt er auf die Stadt hinab, und in den Gärten von Ermenonville verbringt er einige weisevolle Stunden in dem Sterbezimmer und an dem Grabe seines Rousseau; schon während des ersten Teiles seiner Reise ist er mit überschwänglichem Entzücken den Spuren des von ihm angebeteten Mannes gefolgt, hat er die Orte aufgesucht, die ihm durch ihre Erinnerung an den Verfasser des Contrat social und des Emile für immer geheiligt scheinen.



Sælem ist in den Pariser Tagen vor allem ein leidenschaftlicher Theaterbesucher; man begreift das, wenn man bedenkt, daß ihm in seiner Heimat dieses Vergnügen nur in der allerbescheidensten Weise geboten war. Und er ist auch ein Theaterkenner; Chuquet rühmt seine feinsinnigen Urteile über die französische Bühne, über das Pariser Theaterpublikum, über die Leistungen der namhaftesten Schauspieler.

Aber alles das ist für unsern Reisenden nur Nebensache, nur eine Beigabe zu dem Hauptzweck seiner Reise. Und dieser ist: die Revolution aus nächster Nähe zu sehen, mitten unter diesen von politischer Leidenschaft erregten Menschen zu wandeln, an Ort und Stelle die jähren Stimmungswechsel des Augenblicks zu erleben. Schon von der ersten Stunde an, wo er den französischen Boden betritt, bemerkt er mit Erstaunen, daß die französische Volksseele vollständig unter dem Banne der Revolution steht, wie in hunderttausend kleinen Zügen die große Umwälzung sich auf Schritt und Tritt auch dem oberflächlichsten Beobachter aufdrängt. Und nun erst in Paris selber! Sælem besucht die Stätten, die in der kurzen Geschichte der Revolution sich einen unvergeßlichen Namen erworben haben, er sieht das Königspaar an sich vorüberschreiten, er hört mit an, wie man auf den Straßen die giftigen Angriffe aus Marats „Ami du peuple“ vorliest, wie im Palais-Royal die aufreizendsten Reden gegen den Hof gehalten werden, und bei einzelnen Anlässen sich die Wut des Volkes in wilden Ausritten entlädt. Nirgends tritt ihm die alles andere beherrschende Erscheinung dieses Revolutionsfiebers merkwürdiger entgegen als im Theater. Die politische Leidenschaft hat die Bretter betreten und die friedliche Bühne in eine Arena verwandelt, friegsbereit stehen sich während jeder Vorstellung die Parteien gegenüber, um bei jedem Citat, aus dem sie eine Anspielung auf die gegenwärtige Lage heraushorchen können, in brausenden Jubel oder wildes Murren auszubrechen. Wenn die Aristokraten der Arie aus Richard Löwenherz: „O Richard, ô mon roi, l'univers t'abandonne“ Beifall klatschen, so ruft die Vorführung von Voltaires Brutus unter den Demokraten wahre Stürme des Jubels hervor, vor denen die Gegenpartei die Flucht ergreifen muß. Schon werden auf der Bühne Stücke gegeben, welche Vorgänge aus der neuesten Revolutionsgeschichte verwerten oder in einer geistreichen



Einkleidung das alte Regiment parodistisch verspotten. In feiner Weise erinnert hier Chuquet daran, wie Halem selbst nachmals in in dem Drama „Die Stimme der Natur“ einen aus „Paul und Virginie“ entnommenen Stoff im Sinne der Überwindung alter Vorurteile zu bearbeiten sucht.

Halem besucht natürlich einige der revolutionären Klubs. Als Freimaurer fühlt er sich anfangs von dem durch Freimaurer begründeten Cercle social angezogen, wo der Abbé Fauchet allgemeine Menschenliebe predigt; doch schließlich fühlt selbst er sich durch die überschwängliche und mystische Sprache dieses Anhängers Rousseaus abgestoßen. Um so lieber sucht er die Stätte auf, wo nach seinem Urteil allein Thatkraft und Prinzipientreue, ein wahrer und heiliger Eifer für die höchsten Güter der Revolution herrscht: den Jakobinerklub. Er selbst läßt sich mit seinen beiden Landsleuten in den Klub als auswärtiges Mitglied aufnehmen; die drei Oldenburger finden sich unter 1100 Mitgliedern der Ende 1790 erschienenen Liste aufgeführt. „Während seines Aufenthalts in Paris“, sagt Chuquet, „ist der oldenburgische Kanzleidirektor nur noch Jakobiner, und er scheint in dem Maße durch die neuen Lehren gefangen genommen, daß man glauben sollte, er sei bis ins Mark in einen französischen Bürger verwandelt worden, wenn nicht zu Zeiten der deutsche Schriftsteller wieder die Oberhand gewönne.“ Bei „seinen“ Jakobinern, wie Halem sie zärtlich nennt, findet er allein die Männer, welche ohne auf Vernichtung der königlichen Gewalt auszugehen, ununterbrochen scharf auf ihrem Posten sind, allerdings ununterbrochen die erschlaffenden Gemüther daran erinnern müssen, daß Karthago noch nicht zerstört ist, daß noch nicht alle Mißbräuche beseitigt sind. Während seines ganzen Aufenthaltes versäumt er keine Klubszung und selbst dem geliebten Theater zieht er diesen Genuß vor. So liefert er von einigen der interessantesten Sitzungen Berichte, denen man sonst wenig bekannte Einzelheiten verdankt. Und wie er hier hinter die Coulissen der revolutionären Politik blickt, so zieht es ihn auch zu der Bühne selbst, auf der das große Drama spielt, zur Nationalversammlung. Er wohnt mehreren Sitzungen bei und giebt davon ungemein lesenswerte Beschreibungen. In der Nationalversammlung schätzt er vor allem den „edlen“ Barnave,

die unerschütterliche Stütze der Freiheit: seine uneingeschränkte Bewunderung aber gehört Mirabeau. In ihm sieht er den einzigen großen Mann, den die Revolution hervorgebracht hat, den einzigen großen Staatsmann, den Frankreich besitzt, den einzigen, der, über die Doktrinäre erhaben, mit politischem Blick in die Zukunft schaut. Er wird nicht müde, mit enthusiastischen Worten die „Römergröße“ dieses Franzosen zu feiern, in dem sich der siegreiche Genius der Revolution wahrhaft verkörpert.

Das Gesamturteil Halem's über die französische Revolution klingt an jeder Stelle seiner Reisebriefe und zumal in der etwas vorsichtig geschriebenen Schlußbetrachtung vernehmlich durch. Mag er auch einzelne Ausschreitungen bedauern: er bleibt sich bewußt, daß auch die Franzosen Menschen sind, leidenschaftliche Menschen wie wir alle; mögen ihm auch zuweilen Zweifel aufsteigen, ob dieses Volk in seiner Gesamtheit schon reif ist für die Freiheit, zu der man es beruft, und ob es von der Freiheit einen vernünftigen Gebrauch machen kann: der Geist der Revolution steht für ihn fest als eine ewige unveräußerliche Wahrheit. Diese Revolution, der er selbst in die Augen geschaut hat, ist für ihn schlechterdings das größte Ereignis der Weltgeschichte, das anziehendste Schauspiel für jeden Kenner der Humanität. Er sieht für die französische Nation in der nächsten Zukunft nur Glück und Ruhm, Aufschwung auf allen Gebieten geistigen Lebens; er glaubt nicht an ein weiteres Anschwellen der Pariser Demagogie, aber als konstitutioneller Royalist billigt er alles was seit der Erstürmung der Bastille geschehen ist. Nichts zeigt seine Grundstimmung besser als das von ihm selber berichtete Gespräch mit dem greisen Abbé Barthélemy; der Franzose konservativ, zweifelnd, ein überzeugter Anhänger des alten Regimes, Halem hoffnungsvoll, ein feuriger Jünger der Neuerung. So glaubt er auch, daß die Folgen der Revolution für Deutschland nur glücklich sein werden, daß jeder gute Deutsche sie segnen und ihr Bestand und Fortgang wünschen wird: ist sie doch als ein mächtiger Spiegel für Fürsten und Völker inmitten Europas aufgerichtet.



So vorsichtig sich auch die Schlußbetrachtung der Reisebriefe ausdrückt, sie läßt doch keinen Zweifel daran, daß ihr Verfasser den Sieg der französischen Ideen auch in Deutschland wünscht. Um so interessanter ist es, die Entwicklung und Abwandlung seiner Überzeugungen während der nächsten fünfundzwanzig Jahre zu verfolgen, in denen die Revolution auch für Deutschlands Geschicke entscheidend geworden ist. Mit gutem Grunde giebt Chuquet daher dem letzten Kapitel seiner Einleitung, das die Entwicklung Hales nach der französischen Reise behandelt, die Überschrift: Republik und Kaiserreich (S. 120—156). Seine Urteile aber werden wir an einigen Stellen entschiedener zu formulieren haben.

Die Eindrücke der Pariser Monate waren selbst für eine leicht entflammte Natur, wie diejenige Hales war, von unauslöschlicher Wirkung. Er hatte das lebhafteste Gefühl, an einem entscheidenden Wendepunkte der Geschichte in der Nähe als Zuschauer gestanden zu haben, und pries sich glücklich, daß ihm das beschieden war. Wie einst Hutten in den Jugendtagen der Reformation in einem Briefe an Birckheimer in den Triumphruf ausbrach: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben: es blühen die Studien, die Geister regen sich: du nimm den Strick, Barbarei, und mache dich auf Verbannung gefaßt,“ so sehen wir Halem von einem verwandten zeitgenössischen Stolzgefühl über diese Morgenröte politischer Freiheit getragen. „Dieses einzigartige Schauspiel,“ so lesen wir in der feinen Briefen nachgefügte Schlußbetrachtung, „war uns vorbehalten, uns, die wir in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts leben; wir haben das Stück sich vorbereiten sehen, und wir erleben seine Ausführung.“ Es ist die Empfindung des ganzen ihm nahestehenden Kreises: „jawohl,“ erwidert ihm Knigge, „ist es jetzt der Mühe wert zu leben.“ Es war aber, kurz gesagt, die Meinung fast des ganzen gebildeten Deutschlands. Fand doch Goethe rückblickend wieder das rechte Wort, als er sang:

„Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
 „Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
 „Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
 „Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
 „Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit! . . .



„Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
 „Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
 „Und jetzt mehr als je den herrlichsten Namen verdiente.“

Aber während die überwiegende Mehrzahl dieser deutschen Revolutionschwärmer bei der Fortentwicklung der Dinge in Frankreich den Mut verlor, während bei ihnen von Tag zu Tage der Zweifel und die Ernüchterung an Boden gewannen und die Begeisterung einem vollständigen Rückschlag der Meinungen Platz machte, bewahrte Halem und ein Teil der ihm nahestehenden Freunde die Hoffnung auf das endliche Gelingen des großen Freiheitswerkes. So geschah es, daß er sich auf diesem Wege von einem der vertrautesten Freunde seiner frühern Jahre, dem Grafen Friedrich Ludwig Stolberg, immer mehr entfremdete. Dieser Bruch mußte mit innerer Notwendigkeit sich vollziehen, er bedeutete die unausbleibliche Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen, die im letzten Grunde nichts mit einander gemein hatten. Es spricht für die sittliche Energie Stolbergs, daß er diese Grundverschiedenheit weit eher erkannte als die conciliante Natur des Freundes, und daß er den Bruch als unheilbar behandelte, als der andere noch über den Riß hinüber das alte Verhältnis äußerlich fortzuführen für möglich hielt.

Die letzten Gründe des Bruches werden schon vor der Pariser Reise, bei einer für Halem sehr bezeichnenden Gelegenheit sichtbar. Halem hatte es übernommen, im amtlichen Auftrage das oldenburgische Gesangbuch, in Verbindung mit Muzenbecher und Kuhlmann, einer Umarbeitung zu unterziehen; der Anhänger Rousseaus glaubte sich, unbeschadet seines Zweifels an allen positiven Heilwahrheiten des Christentums, auch zu diesem Werke wie zu jedem andern ressortmäßigen Geschäfte berufen, und er glaubte die Aufgabe im Sinne dessen, was für ihn Christentum war, lösen zu können. Er wandte sich an einige seiner Freunde um Beihilfe, so an den gleichgesinnten Boß, der damals wirklich einige Lieder beisteuerte, und auch an Stolberg. Dieser aber faßte die Sache weit ernster auf, er konnte alles eher als an die Befähigung seines Freundes, dessen Überzeugungen er kannte, zu einer solchen Arbeit glauben. Wie konnte dieser Deist ein christlich=protestantisches Gesangbuch für christlich=protestantische Gemeinden liefern! In zwei schönen

Briefen,¹⁾ deren hinreißender Beredsamkeit und überzeugendem Ernste niemand, ganz gleich welchen Standpunkt er persönlich zu diesen Dingen einnehme, sich entziehen kann, sucht er ihn von diesem Beginnen zurückzuhalten, ihm die Bedeutung des Unternehmens klar zu machen. „Mit edler, unserer Freundschaft würdiger Offenheit,“ so schrieb er an Halem, „mit der Offenheit, welche so ganz Ihres Charakters ist, haben Sie mir mehr als einmal gesagt, daß Sie die Geschichte des Evangeliums bezweifelten. Liebster Freund! wie können Sie den Gemeinen, deren Hoffnung für dieses und jenes Leben aufs Evangelium gegründet ist, eine Lieder Sammlung aussuchen! . . . Wollen Sie Lieder, deren Sinn Tausende im Leben, Tausende im Tode gestärkt hat, weil sie Ihnen legendenartig scheinen mögen, verwerfen? Oder wollen Sie aufnehmen, was Ihnen Legende scheint?“ Auf das dringendste rät er ab und wünscht zum mindesten, daß der Freund sich von dem Geiste der Lieder, die er kritischen Blickes durchsehe, ergreifen lassen möge „nicht sowohl zum Dichten, als zuvörderst zum Glauben und Fühlen.“ Und als Halem ihn in der Gesangbuchfrage nach seiner Art zu beruhigen versucht und zu einem Teile wirklich beruhigt, da geht Stolberg weiter und „mit fliegender Feder“ legte er dem Freunde alles das ans Herz, was sich in ihm selber während der letzten Jahre zu unerschütterlicher Überzeugung durchgerungen hatte.

Halem entwickelte sich immer mehr nach der Seite hin, welche Stolbergs Überzeugungen entgegengesetzt lag. Noch in demselben Jahre, wo jener Briefwechsel stattfand, sahen wir ihn in Ermenoville in Andacht vor den Rousseauschen Reliquien zerfließen. Und eben die Folgen der Pariser Reise brachten eine weitere Entfremdung, nicht eine äußerliche, denn das Verhältnis dauerte noch länger in alter Herzlichkeit fort, aber eine innerliche und darum bleibende. Die Revolution wurde die trennende Frage, an der sich die Geister schieden; in ihrem Urteil über die Revolution, an dem die fundamentalen Gegensätze ihrer Weltanschauungen aufgerufen wurden, entfernten sie sich je länger je mehr von einander. Gegenüber Halem's

¹⁾ 1790 Febr. 6, April 10. (Straderjan 2, 90 ff. 97 ff.) Man würde gern auch die Antworten Halem's kennen.



schrankenloser Bewunderung kommt Stolberg immer wieder auf das Axiom zurück, das sich in ihm befestigt hat: Freiheit muß auf Gesetze, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion gegründet sein. Während der eine bei allen Ausschreitungen der Revolution den Mut nicht sinken läßt, weil er im letzten Grunde die ihm lieb gewordenen Ideen Rousseaus dort verkörpert sieht, wendet der andere sich immer mehr von „diesem Staat von Atheisten“, von dieser unheilvollen Anarchie mit Abscheu ab. Je mehr das Verhältnis zu Stolberg — für diesen wurde bekanntlich bald darauf seine italienische Reise im entgegengesetzten Sinne bedeutsam — sich abkühlt, desto näher rückt Halem in den nächsten Jahren an die Seite der liberalen Aufklärung; diesem Lager gehören die Freunde und Korrespondenten dieser Zeit an, Nicolai, Boß, Hennings, Knigge. So mußte bald auch das Band äußerlich zerrissen werden. Kurz bevor Stolberg das wahre Christentum nur im Katholicismus wiederzufinden glaubte, kam es zu der bekannten letzten Auseinandersetzung. Mit Recht konnte Stolberg dem Manne, der noch immer sein Freund sein wollte, damals entgegen: „Gleiche Denkart in den wichtigsten Dingen verbindet die Menschen.“ Aber auch Halem blieb bei seiner Überzeugung. Zwei Werke aus seinen letzten Jahren: „Jesus der Stifter des Gottesreichs“, ein Gedicht in zwölf Gesängen (1810) und „Bemunft aus Gott, in Bezug auf die neuesten Widersacher desselben“ (1818) zeigen uns, schon in ihren programmatischen Titeln, daß sich in seinen rationalistischen Ansichten nichts verändert hatte.

Der Verlust der Freundschaft Stolbergs war für Halem ohne Zweifel ein schmerzliches Erlebnis. Aber auch einer anderen Seite seiner lebenswürdigen Natur, seiner weltbürgerlichen Gesinnung, sollte eine um vieles härtere Prüfung nicht erspart bleiben. Halem war trotz alles Kosmopolitismus, wie er ihn auf der Reise nach Frankreich predigt, ein guter Deutscher, so weit man es damals sein konnte. Wir erinnern uns, daß wir in seinen früheren Gedichten einen lebhaften Patriotismus das Wort führen hörten. Und als sich immer mehr herausstellte, daß die Revolution an den Grenzen Frankreichs nicht stehen blieb, sondern über sie hinauszugreifen und die Grundfesten des deutschen Reiches zu erschüttern begann, da schlug seine Gesinnung um und schmerzlich erkannte er,

daß die Propaganda der Revolution nicht selbstloser kosmopolitischer Natur ist, sondern die nationale Eroberungspolitik im Gefolge hat. In politischen Broschüren erhob er seine warnende Stimme für nötige Reformen; so entstand „Ein dringendes Wort an das heilige Römische Reich zur Sicherung eines zukünftigen Friedens von Bisurgin.“ Aber diese Stimme verhallte ungehört, und der Kaiser selbst begann allmählich vor dem Aufsteigen der napoleonischen Gloire alle Hoffnungen bei Seite zu stellen.

Da kam das Jahr 1811 mit seinen bekannten Ereignissen, und die drei Jakobiner von 1790 wurden nach Chuquets satirischem Ausdruck französische Bürger und Beamte des Kaiserreichs. Es war die Krisis in Halem's Leben. Als der Herzog sich vor der französischen Invasion zum Verlassen seines Landes genötigt sah und die Masse der Beamten feierlich aus seinen Diensten entließ, machte er den Chef der obersten Behörden, darunter auch Halem, den Antrag, nunmehr in seine persönlichen Dienste zu treten. Mit sicherm Gefühle faßte Peter Friedrich Ludwig die Idee, seine höchsten Beamten vor der unausbleiblichen Kompromittierung unter dem französischen Regiment dadurch zu bewahren, daß er ihnen bis zu der sicher erwarteten Umwälzung eine unabhängige Stellung gewährleistete und damit die Möglichkeit gab, zunächst in seiner Umgebung zu bleiben. Halem lehnte diesen Antrag ab. Er führte für seinen unglücklichen Entschluß eine Reihe von Gründen ins Feld, die ihn menschlich verständlich machen, denen man ein gewisses Gewicht nicht abstreiten kann. Aber dieser Entschluß entsprang doch auch wieder aus seinem ganzen Charakter und ist von hier aus wohl zu erklären; anpassungsfähig und sanguinisch in höchstem Grade, sah er immer Möglichkeiten und Gesichtspunkte, von denen aus ihm jede Sache erträglich scheinen konnte; er besaß die verhängnisvolle Gabe, sich in jede Lage hineinfinden zu können, es war dieselbe Gabe, mit der seine poetischen Versuche auf allen Gebieten sich gleich leicht bewegten und jeden Ton eines andern zu treffen verstanden, dieselbe Gabe, die Stolberg in jener Gefangenschaftsfrage als „vielleicht etwas leichten Sinn“ vorsichtig bezeichnet. In höherm Sinne aber beging Halem damals eine Untreue gegen sich und seine Vergangenheit und eine Untreue gegen seinen Fürsten. Man fühlt sich bei seinem Entschlusse

an einen Größeren erinnert, den ihm geistesverwandten Johannes von Müller; wenn man von diesem, der damals seine preußische Stellung überrasch aufgab, um in den Dienst Napoleons zu treten, gesagt hat, daß sein Charakter damals auf die Probe gestellt worden sei und daß er sie so schlecht wie möglich bestanden habe, so will ich nicht dieses vernichtende Urteil in seiner vollen Schärfe auf Halem ausdehnen: die Fälle lagen immerhin verschieden. Aber liegt nicht auch ein unausgesprochenes Urteil darin, wenn der naturgemäß einen zurückhaltenden Standpunkt einnehmende Chuquet sagt: „Halem war ohne Zweifel einer von denen, die sich am leichtesten dem neuen Regiment anpaßten?“

Schon sofort machte sich dieser Entschluß Halem's hart genug bestraft. Nicht bloß daß er seine Heimat doch verlassen und ein ihm wenig zusagendes Amt am Kaiserlichen Gerichtshof in Hamburg antreten mußte. Schritt für Schritt wurde er in eine immer schiefere Stellung gedrängt. In seinem neuen Amte verführte ihn sein sanguinisches Temperament zu Äußerungen, die man heute nur mit schmerzlichem Bedauern lesen kann. Er wurde ein Mitglied der Deputation, die im Juli 1811 aus den drei Departements der Weser, der Elbe und der Oberems nach Paris zur Huldigung nach Paris ging; auch diese Reise hat er bald darauf gleich der von 1790 beschrieben. Schon lange von dem Genie Napoleons geblendet, glaubte er fest an die Dauer der französischen Herrschaft. Er wollte auch als Beamter unter dieser Herrschaft „das mögliche Gute für sein Vaterland stiften“; unermüdlich wie immer in schriftstellerischen Plänen begann er ein „Magazin für das Civil- und Kriminalrecht des Kaiserreichs Frankreich“ herauszugeben, und gleich darauf nahm er bezeichnender Weise die Gründung eines „Statistischen Handbuchs für das Departement der Wesermündungen auf das Jahr 1813“ in die Hand.

Das Jahr 1813 brauchte andere Männer und fand andere Männer. Allerdings konnte auch der korrekte französische Beamte wieder daran denken, dem Unmut, den er über den Fall des Vaterlandes im heimlichen Kämmerlein in Gedichten ausgelassen hatte, jetzt auch nach außen hin in einer Sammlung, die er „Töne der Zeit“ nannte, in zornigen Worten Luft zu machen. Wiederum aber möchte ich das



sichere Urteil des auf der Gegenseite stehenden Franzosen mir zu eigen machen, wenn er über diese gegen Napoleon gerichteten Gedichte sagt: „Seine Verse fanden nicht denselben Widerhall wie die Lieder der Dichter der Befreiung. Aber wenn ihnen die Kraft und das Feuer eines Arndt und Körner, eines Rückert und Schenkendorf mangelt, dieser leidenschaftliche Ton, der aus der Volksseele zu dringen scheint, so drücken sie doch in aufrichtiger Weise die Empfindungen des deutschen Bürgertums aus, und die französische Zwingherrschaft muß jedenfalls unerträglich schwer gewesen sein, wenn Halem sich so stark dagegen hat aussprechen können.“

Ich zweifele nicht, daß auch diese Gedichte aus vollem Herzen kamen, daß sie seine wahre Gesinnung beim Ausbruch des Krieges zum Ausdruck brachten; er hatte noch die Freude, seinen ältesten Sohn mit dem oldenburgischen Regimente nach Frankreich ziehen zu sehen. Aber in dem Sinne, wie Carlyle so schön von dem Befreiungskriege sagt, daß es vielleicht nie einen Krieg gegeben habe, der in gleicher Weise dem ganzen sittlichen und religiösen Charakter einer Nation eine so mächtige Aufhülfe brachte, in diesem Sinne hat er diese Bewegung innerlich nicht durchleben können.

Halem lebte nach der Wiederherstellung des Herzogthums Oldenburg nur noch wenige Jahre. Wenn er sich auch die Rückkehr nach Oldenburg selbst verscherzt hatte, so fand er wenigstens eine angemessene Stellung in Gutin und durch die ihm treu bleibende Gunst des Herzogs die Möglichkeit, weiter seinen schriftstellerischen Neigungen zu leben. Und darin blieb er der Alte, betriebsam und produktiv bis zu seinem letzten Augenblick, mit historischen Arbeiten, poetischem Schaffen und rationalistischem Kampf gegen die Orthodorie neben den treu versehenen Pflichten seines Amtes beschäftigt. Aber seine Zeit war seit 1813 dahin, wie jenes ganze Zeitalter rein aesthetisch-litterarischer Bildung und vernunftgemäßer Aufklärung, dem er angehörte, damals in den Stürmen der napoleonischen Herrschaft sein Ende gefunden hatte.



Stelle gewöhnlich sehr einfach und kurz abthun läßt, gleich in ihrem ersten Keime in Stillen zu ersticken. Aber ob diese Einrichtung, auch wie sie jetzt ist und immer mehr werden kann und muß, den notwendigen, doch zwischen 30 und 40 Thlrn. belaufenden Aufwand für einzelne unbegüterte Gemeinen (meine und meines Kollegen Ergöblichkeit ist bei dem allen nicht gar beträchtlich; sie macht in jedem Kirchspiel für uns beide nur 7, sage sieben Thlr. 48 gr. Gold), die mannigfaltige Unruhe und die freilich oft aus eigener Schuld erhöhten Kosten der Prediger und, was doch auch wohl einige Ueberlegung verdiente, den Aufwand von 4 bis 6 Wochen Zeit für jeden von uns zwei General-Kirchen-Visitatoren (ein garstiger Name und wahrlich auch keine angenehmen Geschäfte!), ob, sage ich, diese Einrichtung alle jene Bedenklichkeiten aufwiege oder wohl gar überwiege: ja, lieber Herr Better, das ist eine ganz andere Frage, die ich nicht in Ihren vetterlichen Schoß, ohne ihm zu viel zuzumuten, niederlegen darf, wohl aber in den Schoß derer bringen möchte, in deren Namen ich jährlich zu diesem Geschäft abgesandt werde. Aber freilich verdient die Sache wohl eine nähere Ueberlegung, die ich einer andern Gelegenheit vorbehalte; der ich übrigens mit aller ersinnlichen Consideration allstets verbleibe

Meines hochgeschätzten Herrn Betters

freundvetterlicher Diener und
dienstwilliger Better.

2. Die Apotheken der Stadt Oldenburg.

Im Jahre 1743 berief sich Balthasar Dugend auf ein Privileg, „so seine Voretern, welche die ersten so eine Apotheke hier errichtet und dabei jederzeit Hofapotheker gewesen, schon an die 160 Jahre gehabt“. Diese Auffassung, der man noch jetzt vielfach begegnet, läßt sich an der Hand der vorhandenen archivalischen Quellen wesentlich berichtigen. Wer den Ursprung der drei Apotheken in der Stadt Oldenburg und die Entstehung ihres Privilegs kennen lernen möchte, findet im Folgenden einen bescheidenen Versuch, die Nachrichten des Großherzoglichen Haus- und Central-Archivs¹⁾ und der Familien Dugend und Kelp²⁾ zu einer neuen Darstellung dieser Frage zu verwerten.³⁾

Im Jahre 1598 nahm Graf Johann, Anton Günthers Vater, Heinrich Engelhardt auf halbjährliche Kündigung zu seinem Apotheker an und machte

¹⁾ Oldenburger Landesarchiv Tit. V, Nr. 3. Tit. XXI Abt. VII. Specialia Nr. 33.

²⁾ Die Einsicht gestatteten in dankenswerter Weise Herr Oberregierungsrat Dugend und Herr Rentner Wilhelm Kelp.

³⁾ Man vergleiche Magazin für Staats- und Gemeinde-Verwaltung VII, 122.

